

Irrationale Angst vor Kriminalität?

Ist die Angst vieler Menschen, Opfer krimineller Handlungen zu werden, oft unbegründet, wie dies in der Kriminologie immer wieder behauptet wird? Gesamtschweizerische und den Raum Zürich betreffende Untersuchungen haben gezeigt, dass dem nicht so ist. Im Allgemeinen schätzen die Schweizerinnen und Schweizer die Risiken der Kriminalität ziemlich realistisch ein.

VON MARTIN KILLIAS

Kriminalität gehört zu den alltäglichen Risiken des Lebens in allen modernen Gesellschaften. Dabei ist die Vermeidung solcher Risiken weitgehend Sache des Einzelnen: jeder soll selbst aufpassen, dass ihm seine Tasche und seine Wertgegenstände nicht abhanden kommen. Jeder Einzelne soll darauf achten, dass Wohnung und Auto zugesperrt sind, oder sich überlegen, welche Gegenden er zu welchem Zeitpunkt aufsuchen will.

Angst vor Kriminalität hat in solchen Gesellschaften zunächst einmal eine Steuerungsfunktion, indem sie an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeitpunkten zur Vorsicht mahnt, also nahelegt, wo und wann was zu tun oder zu unterlassen sei. Übersteigt nun aber diese Angst ein gewisses Mass, dann wirkt sie nicht mehr selektiv im Sinne der Vermeidung von Risikosituationen, sondern führt zu einer radikalen Einschränkung der alltäglichen Bewegungsfreiheit. Es gilt dann das Sprichwort «my home is my castle», wobei das Heim als Fes-

tung erlebt wird, in der man sich vor der gefährlichen Aussenwelt einigermassen geschützt wähnt.

Angst im Quartier als zentraler Indikator

Seit über dreissig Jahren wird in westlichen Ländern die Angst vor Kriminalität mittels einer Frage erhoben, die ungefähr so lautet: «Wie sicher fühlen Sie sich, wenn Sie abends in Ihrem Wohnviertel zu Fuss unterwegs sind? – Sehr sicher, ziemlich sicher, ziemlich unsicher, sehr unsicher?» Diese Frage wurde oft als reduktionistisch kritisiert. Die Angst, sich auf den Strassen des eigenen Quartiers zu bewegen, hat sich aber in zahlreichen Studien als ausserordentlich eng mit anderen Aspekten von Angst und Vermeidungsverhalten im öffentlichen Raum korreliert erwiesen – so etwa mit der Angst in öffentlichen Verkehrsmitteln oder mit der Angst auf dem Weg von diesen nach Hause sowie mit der Wahl verschiedener Vorbeugungsstrategien (etwa dem Vermeiden bestimmter Leute oder Orte, wenn man zu Fuss unterwegs ist). Sie hängt aber nur beschränkt mit der Angst um Dritte – etwa Frauen oder ältere Menschen – sowie mit vermuteten Einbruchrisiken zusammen. Dies belegt, dass die Befragten sehr wohl zwischen sich und anderen sowie zwischen verschiedenen Gefahrenquellen zu unterscheiden wissen.

Die Frage nach dem Sicherheitsgefühl auf den Strassen des eigenen Wohnviertels erhebt so letztlich genau das, was man als problematisch ansehen muss, nämlich ein Bedrohungsgefühl an einem Ort, den man nicht meiden kann. Niemand ist gezwungen, zu später Stunde ein Vergnügungsviertel oder den dunklen Wald aufzusuchen – aber alle müssen durch die Strassen ihres Quartiers gehen und öffentliche Verkehrs-

mittel benützen. Werden solche Alltagssituationen als bedrohlich erlebt, dann stellt dies eine deutliche Einschränkung der Lebensqualität dar, auch wenn es nicht bis zu einer selbst auferlegten «Ausgangssperre» kommt.

«Paradoxe» Verteilung?

Seit den ersten Befragungen zur Kriminalitätsangst zeigte sich, dass sich Frauen und ältere Menschen im eigenen Quartier häufig unsicher fühlen. Da jedoch junge Männer am häufigsten von Straftaten gegen die Person betroffen zu sein schienen, wurde schnell auf ein «Paradox» geschlossen. Nur wurde dabei kaum berücksichtigt, dass Frauen in Form sexuell motivierter Anpöbeleien einer Belastung ausgesetzt sind, die – obwohl in der Regel nicht eigentlich strafbar und oft nicht einmal erfasst – das Sicherheitsgefühl im öffentlichen Raum erheblich beeinträchtigt. Berücksichtigt man weiter ihre anderen Lebensgewohnheiten und die damit verbundene geringere Risikexposition, so sind Frauen in der Schweiz durchaus nicht seltener Opfer von Straftaten gegen die Person als Männer.

Trotzdem hält die europäische Kriminologie weitgehend an der Einschätzung fest, Angst vor Kriminalität sei letztlich irrational – ein ziemlich sexistisches Urteil, da es unterstellt, Männer seien eben rationaler. In Wirklichkeit erklärt sich die höhere Angst vor Kriminalität im öffentlichen Raum bei Frauen und älteren Personen weitgehend aus ihrer höheren Verwundbarkeit, also ihrer geringeren Fähigkeit, sich bei Angriffen zu wehren oder zu flüchten, sowie der – nicht unbegründeten – Befürchtung, schlimmere Folgen gewärtigen zu müssen.

Zum Vorurteil beigetragen hat die Vorstellung, die Angst vor Kriminalität habe nichts mit objektiven Risiken zu tun und sei ir-

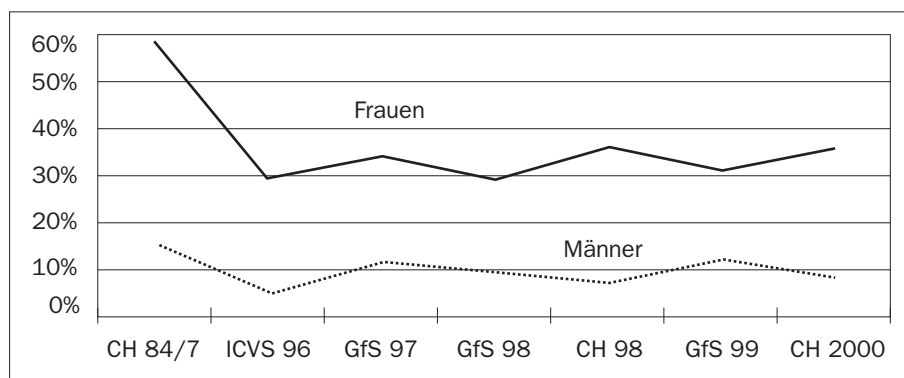
Dr. iur. und lic. phil. Martin Killias ist ordentlicher Professor am Institut de Police Scientifique et de Criminologie (IPSC) der Universität Lausanne und Lehrbeauftragter an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich.

rational, weil die Entwicklung im Zeitverlauf oft nicht mit dem realen Kriminalitätstrend einhergeht. In der Schweiz finden seit 1984 auf nationaler Ebene Befragungen zum Sicherheitsgefühl statt. Finanziell unterstützt wurden sie freundlicherweise vom Schweizerischen Nationalfonds (1984, 1987, 1998) sowie von den Bundesämtern für Justiz, Polizei und Statistik (1989, 1996, 2000), während die UNIVOX-Analysen vom GfS-Forschungsinstitut finanziert und durchgeführt wurden (1997, 1998, 1999). Diese Befragungen haben weitgehend dieselben Indikatoren verwendet und erlauben daher die in den Grafiken 1 bis 3 erfolgte Darstellung der Trends.

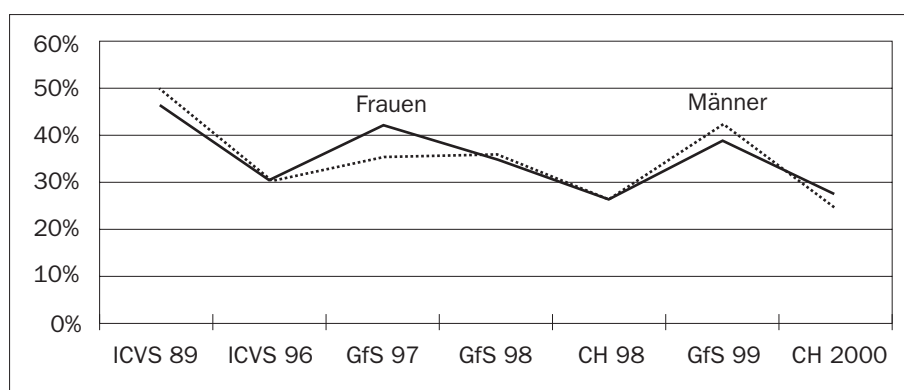
Kleineres Unsicherheitsgefühl

Wie aus den drei Grafiken zu ersehen ist, hat das Unsicherheitsgefühl bei nächtlichen Ausgängen auf den Strassen des eigenen Quartiers seit den Achtzigerjahren deutlich abgenommen, und zwar bei Männern und Frauen. (Gewisse Fluktuationen zwischen den einzelnen Befragungen könnten auch mit den unterschiedlichen Befragungsmethoden zusammenhängen.) Ebenso ist die Anzahl der Befragten, die einen Einbruch für wahrscheinlich halten, seit den Achtzigerjahren rückläufig. Beides entspricht durchaus nicht den ständigen Beteuerungen, das Unsicherheitsgefühl habe stark zugenommen. Der Trend mag auch paradox erscheinen, wenn man berücksichtigt, dass in demselben Zeitraum laut Statistiken und Befragungsergebnissen das Einbruchsrisiko und die Anzahl körperlicher Angriffe sich ungefähr verdoppelt haben. Umgekehrt scheint das Vermeidungsverhalten ziemlich genau der Entwicklung der objektiven Risiken zu folgen, wie sich auch die Anzahl Haushalte mit Einbruchssicherungsanlagen verdoppelt hat.

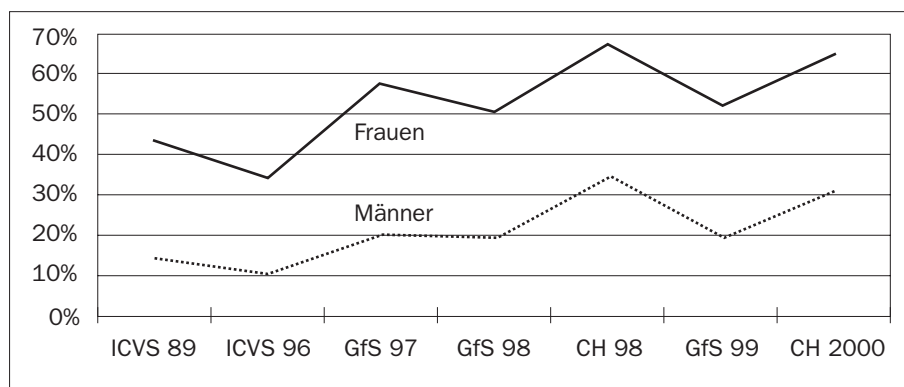
Wie lässt sich nun erklären, dass zwar das Vermeidungsverhalten der objektiven Entwick-



Grafik 1: Anzahl Befragte (in %), die sich bei abendlichen Ausgängen (zu Fuss) im eigenen Quartier unsicher fühlen.



Grafik 2: Anzahl Befragte (in %), die einen Einbruch in ihre Wohnung im nächsten Jahr für wahrscheinlich halten.



Grafik 3: Anzahl Befragte (in %), die abends zu Fuss bestimmte Strassenzüge oder Leute meiden.

lung folgt, nicht aber das diffuse Unsicherheitsgefühl und die subjektive Einschätzung von Risiken? Der Grund mag in einem Gewöhnungseffekt liegen. Bei neuen Themen und Bedrohungen – etwa AIDS in den Achtzigerjahren und BSE im letzten Jahrzehnt – vermögen Befragte das Ausmass der Risiken oft nicht richtig einzuschätzen. Nach einer anfänglichen Panik nähern sich die Einschätzungen schnell realistischen Grössenordnungen. Vieles

Grafiken 1–3:
Zeitliche Entwicklung (getrennt nach Geschlechtern) von drei Indikatoren zum Sicherheitsgefühl bei gesamtschweizerischen Befragungen.
Quellen: Nationale Opferbefragungen 1984/87, 1998, 2000 (N = 6500, 3000, 4200; IPSC-UNIL); UNIVOX-Studien von 1997, 1998, 1999 (N = ca. 700; GfS/IPSC-UNIL); International Crime Victimization Surveys (ICVS) von 1989 und 1996 (schweizerische Stichproben, N = 1000; IPSC-UNIL).

spricht dafür, dass die seit ungefähr 1980 thematisierte Kriminalität zunächst einmal überschätzt wurde, bis man sich durch die vielen Medienberichte daran gewöhnt hat. Umgekehrt sind die persönlich getroffenen Vorsichtsmassnahmen stärker von Erfahrungen beeinflusst, die man selber erlebt oder im eigenen Umfeld beobachtet hat.

Zürich – eine Stadt von Realisten

Dass das Ausmass der Kriminalität für das Sicherheitsgefühl nicht einfach irrelevant ist, hat sich auch im Vergleich verschiedener Zürcher Stadtquartiere gezeigt. Zwei Befragungen erlauben einerseits den Vergleich zwischen der Stadt Zürich und der übrigen Schweiz, andererseits denjenigen verschiedener Zürcher Stadtquartiere untereinander. Dabei zeigt sich, dass die Stadtbevölkerung insgesamt einem nur wenig höheren Kriminalitätsrisiko ausgesetzt ist als die übrigen Bewohnerinnen und Bewohner der Schweiz oder des Kantons.

Viel bedeutender sind die Unterschiede innerhalb der Stadt Zürich. Berücksichtigt man ausschliesslich Straftaten gegen die Person (Raub, Körperverletzungen, sonstige Angriffe gegen die Person), die sich im eigenen Quartier und im öffentlichen Raum ereignet haben, so tragen Bewohnerinnen und Bewohner der stark belasteten Stadtkreise 3, 4 und 5 ein rund doppelt so grosses Risiko wie alle Zürcherinnen und Zürcher im Durchschnitt und ein rund zehnmal grösseres Risiko wie Bewohnerinnen und Bewohner der «sicheren» Quartiere (Kreis 7 inklusive Oberstrass und Höngg). Wie sich zeigt, nimmt die Zahl der «ängstlichen» Befragten ziemlich linear mit der objektiven Kriminalitätsbelastung des Quartiers zu. Es kann dabei offen bleiben, ob in den «gefährlichen» Quartieren besonders viele Befragte selber schon Opfer geworden sind oder ob die tägliche Kommunikation im lokalen Um-

feld die relevanten Informationen vermittelt.

Ein weiterer deutlicher Zusammenhang zeigt sich zwischen der objektiven Häufigkeit im Quartier erlittener Gewaltdelikte und der Wahrnehmung von Personen, die sich dort aufhalten und beunruhigend wirken. Die als bedrohlich empfundene Wahrnehmung herumstehender junger Leute ist im Übrigen nicht unrealistisch. Wie sich bei einer vor kurzem veröffentlichten nationalen Jugenddelinquenz-Studie in England gezeigt hat, begehen Jugendliche, die von sich sagen, sie würden einen grossen Teil ihrer Freizeit auf der Strasse verbringen, eine weit überdurchschnittliche Anzahl von Delikten.

Zusammenfassend lässt sich also kaum sagen, dass die befragten Zürcherinnen und Zürcher ihre Lage «irrational» einschätzen. Dass in Europa und insbesondere im deutschen Sprachraum diese anderenorts längst überholte Sichtweise weiter gepflegt wird, liegt vermutlich am Fehlen grösserer Befragungsstichproben. Um etwa Aussagen über das Sicherheitsgefühl in einzelnen Stadtvierteln machen zu können, sind sehr grosse Stichproben erforderlich, wie sie auf Gemeindeebene in Europa nur in Ausnahmefällen zur Verfügung stehen. Für Politiker aller Schattierungen mag es im Übrigen bequem sein, die Kriminalitätsangst für irrational zu erklären, da dies von der Suche nach Lösungen für dieses Problem weitgehend entbindet.

Massnahmen gegen die Angst

Eine blinde Angstbekämpfung würde wenig Sinn machen, wenn sie lediglich zur Folge hätte, dass verwundbare Personen sich vermehrt unkontrollierbaren Risiken aussetzen. Insofern kann eine gewisse präventive Wirkung von Angst durchaus positiv wirken. Andererseits kann selbstverständlich die Einschränkung der Bewegungsfreiheit breiter Bevölkerungskreise (namentlich von Frauen) nicht einfach hingenom-

men werden. Abhilfemassnahmen hätten bei einer Verringerung der Verwundbarkeit anzusetzen, die sich insbesondere aus situativen Umständen ergibt. Gut geplante Experimente etwa in England haben gezeigt, dass Verbesserungen der Strassenbeleuchtung und bauliche Massnahmen den öffentlichen Raum nicht nur subjektiv – aus Sicht der Betroffenen – sicherer machen, sondern als Nebeneffekt auch die Kriminalität reduzieren – im Sinne eines «Overspill-Effekts» sogar in benachbarten Quartieren, in denen nichts geändert wurde.

In Quartieren mit starker Präsenz nicht dort wohnender Problemgruppen wäre im Übrigen eine gezielte Vertreibungstaktik zu erwägen. Das hat die Zürcher Polizei im Zusammenhang mit der Ansammlung von Drogenkonsumentenden seit mehreren Jahren mit einigem Erfolg versucht. Dies ist wohl auch der Grund, weshalb die Polizei in der Stadt Zürich von ihrer Bevölkerung signifikant günstiger beurteilt wird als die Polizei im Landesdurchschnitt – trotz des schwierigen Umfeldes, in welchem sie zu wirken hat.

LITERATUR

- Christian Clerici, Martin Killias: Sind wir alle gleich vor dem Risiko eines Gewaltdelikts?, *Crimiscope* 2/1999
- Martin Killias, Christian Clerici: Different Measures of Vulnerability in their Relation to Different Dimensions of Fear of Crime, *British Journal of Criminology* 40/3 (2000)
- Martin Killias, Christian Clerici, Thierry Beruex: L'évolution de la criminalité en Suisse depuis les années 1980: Stagnation, recul ou augmentation?, *Kriminologisches Bulletin* 24/2 (1999)
- Christian Schwarzenegger: Die Einstellungen der Bevölkerung zur Kriminalität und Verbrechenskontrolle, Freiburg im Breisgau 1992